

MÜNCHEN / 1937 / NR. 26 / PREIS 60 PFENNIG

Jugend



E. Großmann

Was will die „Jugend“?

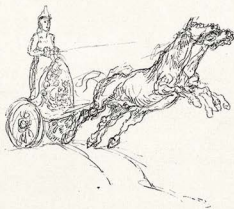
Um es kurz zu sagen: Die „Jugend“ will, anknüpfend an ihre große Tradition vor dem Weltkriege, das künstlerische Wollen des „Dritten Reiches“ in das Volk hineinragen.

Sie will dem volksverbundenen deutschen Künstler der bildlichen Gestaltung und des geschriebenen Wortes die Möglichkeit zu neuer Entfaltung bieten.

Wir sind uns bewußt, daß die „Jugend“ gegen Ende des Weltkrieges und ganz besonders während der Systemzeit Wege gegangen ist, die mit gesundem deutschen Kunstempfinden nichts mehr gemein hatten. Wenn aber der Führer im nationalsozialistischen Deutschland gerade den Künstlern so große und umfassende Aufgaben gestellt hat, so sehen wir unsere Aufgabe darin, nunmehr in der „Jugend“ dieser Zielsetzung wieder zu dienen.

Das ganze deutsche Volk ist heute erfaßt von einem unbändigen Streben nach neuem Lebensinhalt und nach neuer Lebensgestaltung. Welch unerhörte Möglichkeiten ergeben sich daraus für den Künstler! Wir rufen die Künstler aller deutschen Lande auf, diesen gegebenen Anforderungen Genüge zu leisten. Gewisse Kreise des Auslandes versuchen die Ansicht zu verbreiten, daß im nationalsozialistischen Deutschland eine freie, volksverbundene künstlerische Entwicklung unmöglich wäre. Wir wollen dazu beitragen, ihnen das Gegenteil zu beweisen!

Schriftleitung und Verlag der „Jugend“



Welden

SEILTANZ IM GEWITTER

Eine Erzählung von Herbert Reinhold

Dies geschah vor nicht langer Zeit in einer oberösterreichischen Stadt um die mitternächtliche Stunde:

Es war nach einem anfangs sonnigen und später schwülen Spätfrihjahrstag, als sich der kleine grobgeplasterte Marktplatz zu M. ganz ungewöhnlich mit Menschenmassen füllte. Unter den Laubengängen der alten bunten Häuser, die seit Jahrhunderten den Platz säumten, brannten entgegen der städtischen Ordnung flackernde Gasflammen, und nur vorm Rathaus leuchtete prunkhaft eine elektrische Ampel. Um diese Helligkeit scharten sich die Honorationen, während das breite Volk sich schwatzend erging. Man lachte, flüsterte und mutmaßte, bis aus einer Seitengasse ein Fuhrwerk gerattert kam. Im Augenblick fiel eine Stille ein, alle reckten die Häuse und warteten gespannt der Dinge, um deretwillen sie sich eingefunden hatten.

Die berühmte, um nicht zu sagen weltbekannte Seiltänzerfamilie Grillocini war eigens von Wien her in die Stadt gezogen und hatte zum nächtlichen Benefiz alle Einwohner dringend, aber gebührend höflich eingeladen. Grelle, handgeschriebene Plakate schrien seit Tagen von den Anschlagtafeln und lockten zu dem großen Ereignis, das für wenige Groschen zu erleben war. Seiltanz um Mitternacht! Tanz einer Familie auf schwankendem Seil, das, wie man sich überzeugen konnte, vom Balkon des Rathauses in schwindelnder Höhe quer über den Marktplatz bis zum Giebel Fenster des Apothekergebäudes gespannt war!

Das also war das Fuhrwerk der Künstler. Jetzt schwenkte es um den Marktbrunnen. Man sah die mageren Pferde und den kleinen Wohnwagen, dessen Anstrich blätterte, und man war sofort enttäuscht. Fuhr so eine Artistenfamilie vor, deren Name in aller Munde sein sollte? Die Stille wich einer erregten Lebendigkeit, die zum Handeln drängte. Schon rief wer, man möge sich beeilen, niemand habe seine Zeit gestohlen, und für die Groschen, die man mitgebracht habe, wolle man eine anständige Vorstellung sehen.

Die nahe am Wagen standen, machten Meister Grillocini, der im Trikot und sich verbeugend erschien, Platz. Er schwang sich auf den Marktbrunnen und hielt eine schallende Ansprache. „Hoch-

geschätztes Publikum! Gönner und Gönnerinnen!“, rief er, „Die allerorts geschätzte und geachtete Künstlerfamilie Grillocini gab sich die Ehre, für den heutigen Abend einzuladen, und ich freue mich, daß viele gekommen sind, um das Wunder unserer Künste mit eigenen Augen zu schauen. Seht jenes schwankende, dünne Seil, das hoch über den Erdboden gespannt ist. Dort werden wir nun entlanglaufen, springen und, vor allem, tanzen. Ria Grillocini, die Ältere, wird sich zeigen, hernach ich, Meister Grillocini, und zum Schluß die, der dieses Benefiz gilt: Ria Grillocini, die Jüngere, meine erst vierzehnjährige Tochter, ein aufgehender Stern am Artistenhimmel!“ Vielsagend breitete er die Arme. Dann sprang er vom Brunnen, wobei er rief: „Avanti! Achtung!“ Und im Nu war er durch die schweigende Menge nach seinem Wagen gehuscht.

Kurz darauf sah alles nach dem Balkon des Rathauses. Dort stieg grazios Ria Grillocini, die Ältere, auf die Brüstung, grüßte theatralisch, prüfte umständlich den Halt der Schuhe auf dem Seil, nahm die Balancestange und lief ein wenig schwankend über den Marktplatz. Vor dem Giebel des Apothekerhauses machte sie kehrt, tat in der Seilmitte einige plumpe Sprünge und war rasch wieder auf der Balkonbrüstung. Daß ihr niemand Beifall zollte, nahm sie als gegeben hin. Sie verbeugte sich müde und machte Meister Grillocini Platz.

Der Meister lief ein paarmal über das Seil, tanzte und wagte sogar ein Salto. Man sah, daß er unsicher war und daß ihn, schwankte das Seil, eine Unruhe packte. Als er abtrat, jubelten ihm einige zu, wie er dann aber um zehn Minuten Pause bat, murmurten viele.

Während der Pause war um den Künstlerwagen ein Gedränge, denn jeder wollte einen Blick ins Innere erhaschen. Es gab nichts zu sehen, vor den kleinen Fenstern waren Vorhänge und die Tür war eingeklinkt. Der Wagner Habardorn sah nach dem Wagengestell und meinte gerade, es müsse überholt werden, als zugleich mit erregten Worten, die aus dem Wageninnern klangen, aus dem nachtschwarzen Himmel ein greller Blitz zuckte, dem ein dumpfes drohendes Donnern folgte.



Donaufachlandschaft

H. Mayrhofer

„Sie darf nicht auftreten! Das Kind ist krank!“ schrie die Stimme Ria Grillocinis, der Älteren, und alle, die in der Wagennähe standen, hörten es.

„Sie muß!“ Das war Meister Grillocini. „Sie allein leistet was, und nur ihr geben die Leute Geld! Wir müssen Geld haben! Wir müssen!“

„O“, weinte Ria Grillocini, die Ältere, ohnmächtig. „Das verfluchte Geld!“

„Ich bin kein Rabenvater, aber bis morgen muß Geld her. Uns gibt man nichts. Du weißt...“ Meister Grillocinis Stimme klang ängstlich.

„Ach“, sagte Ria Grillocini, die Ältere.

Da mischte sich eine helle Stimme ein. „Vater hat recht. Ich trete auf“, sagte sie. Gleich darauf sprang Ria Grillocini, die Jüngere, ein schlankes, bleiches Mädchen im roten Trikot aus dem Wagen. Als sie auf der Brüstung des Rathausbalkons erschien, zuckte ein neuer Blitz nieder. Es krachte ohrenbetäubend, und Ria Grillocini, die Jüngere, schreckte unwillkürlich zurück. Sofort aber hatte sie sich wieder in Gewalt und als ihre Mutter vom Wagen aus besorgt rief, sie möge nicht auftreten, winkte sie unwillig ab. Bedachtsam prüfte sie das Seil, nahm die Balancestange und verbeugte sich gegen die Menge, die zu ihr hinaufstarrte und trotz des einsetzenden Regens ausharrte, ihr zuzusehen, obschon es viele gab, die sich nach Hause sehnten. Sie startete sie an, grausam, das äußerste an seiltänzerischer Kunst verlangend. Niemand sah, wie sie taumelte und sich nur mühsam zusammenraffte; keiner wußte, daß sie krank war und nur der Eltern wegen auftrat. Oder wußte es doch wer? „Bravo, Ria!“, schrien einige und dieses Bravo war mehr als bloße Anerkennung. Langsam trat sie auf das Seil hinaus. Lief einige Schritte vor, sprang um und lief zurück. Dann holte sie Atem, wirbelte die Balancestange um sich und stürzte vor. In der Seilmitte machte

sie plötzlich halt, sprang und tanzte einen kühnen Tanz. Hernach ließ sie sich der Länge lang auf das Seil fallen, es war, als ob sie fiel, aber es war eben nur so, denn sie hielt sich mit den Händen fest, hängelte sich ein, schaukelte und war im Nu hochgeworfen, bis sie wieder auf dem schwankenden Draht stand. Nun lief sie zur Balkonbrüstung zurück.

Drüben empfing sie tosender Beifall. Keiner der Zuschauer spürte den prasselnden Regen. Keiner sah die Blitze, die in einemfort zuckten. Und wenn der Donner grollte, dann klang das wie eine notwendige Begleitmusik zu dem tollkühnen Tun, mit dem Ria Grillocini aufwartete. Wieder tänzelte sie nach der Seilmitte, legte die Balancestange hinter den Kopf, beugte sich zurück und hatte im gleichen Augenblick ein Salto geschlagen. Immer und immer wieder tanzte sie, ließ sich fallen, schwang sich hoch, tanzte, sprang und schlug ein Salto nach dem anderen. Sie schwebte über dem Seil und schlug so das Gesetz der Schwerkraft.

Als sie wieder ein Salto schlug, blitzte es, daß der Marktplatz für Sekunden in grelles Licht getaucht war. Die Menge duckte sich und nahm das gewaltige Krachen des Donners hin wie einen Schlag. Noch einmal blitzte es, wieder krachte der Donner, dann war es, als stürzte der Marktplatz ein. Die Zuschauer wagten einen Blick in die Höhe, ein tausendstimmiger Schrei erscholl, dann folgte eine tödliche Stille. Da wo eben noch das Seil gespannt war, wo eben noch ein kühnes Mädchen sich über-schlug, war nichts, gar nichts. Jemand heulte wie getroffen auf, Frauen kreischten und Männer befahlen. Vor dem Künstlerwagen entstand ein Gedränge. Blitz und Donner waren vergessen vor der grausamen Wirklichkeit, daß das Seil vom Blitz getroffen und Ria Grillocini in die Tiefe geschleudert worden war. Daß die abfallenden Seilenden einige aus der Menge verletzt, nahm man nicht tragisch, aber daß keiner wußte, was mit der Tänzerin geschehen war, beschätzte alle.

Die alten Grillocinis waren völlig verstört und zu keiner Maßnahme fähig. Wehklagend hockten sie auf ihrer Wagentreppe und ließen es geschehen, daß ihnen einer den Teller, mit dem Ria Grillocini nach ihrem Auftreten hätte sammeln gehen sollen, aus den Händen nahm und reihum ging. Der Mann war noch nicht weit, als vom Rathaus her befreiendes Jubeln schallte. Ein breitschultriger Mann bahnte sich eine Gasse. Ein rotes Bündel trug er in den Armen, und es stellte sich heraus, daß er der einzige war, der Tatkraft und Umsicht besaß. Als sich nämlich das Seil spaltete, behielt Ria Grillocini ihre Geistesgegenwart, aber dennoch war es ein Wunder, daß es ihr gelang, sich mit dem fallenden Seil in Sekundenschnelle über die geduckten Köpfe der Menge hinweg bis auf einen Sims unter dem Rathausbalkon zu schwingen. Dort überfiel sie eine Schwäche, ohnmächtig blieb sie hocken bis sie jener breitschultrige Mann herunterholte.

Ria Grillocini war nichts Ernstliches geschehen, aber ihr Haar war gebleicht und ihre Lippen zuckten in einemfort. Sie wurde in den Wagen gebettet, und der breitschultrige Mann blieb bei ihr, bis sie erwachte. Dann sprach er mit den Alten. Er war Besitzer mehrerer Varietés und aus Linz und machte den Vorschlag, mit Ria Grillocini, der Jüngeren, einen vorteilhaften Kontrakt einzugehen. Die Summe, die er aussprach, war nicht bedeutend, aber die Alten vergaßen darüber die ausgestandenen Schrecken, sahen einen Lichtblick aus ihrer Not und reichten ihm in freudiger Aufwallung die Hände. Daß der Tochter einmal solches Glück zufällt, hatten sie wohl in geheim oft gewünscht, aber nie zu hoffen gewagt. „Ria, Kind“, sagte die Mutter. „Hast du gehört?“ Da kehrte der Mann, der mit dem Teller reihum gegangen war, zurück. „Da“, sagte er schlicht, reichte den Alten das Ergebnis seiner Sammlung und war im Nu verschwunden. Meister Grillocini nahm das Tuch, das den Teller bedeckte, weg und sah: sechs Münzen über Münzen, Groschen, Schillinge und Noten. Seine Hände zitterten, als er zählte. Im Unglück hatten sich die Herzen der Menschen geöffnet. Zweieinhalbtausend Schillinge, eine Anweisung für eine ständige Wohnstätte und der behördliche Erlaß der Schaustellergebühren fanden sich. „Frau“, sagte er heiser. „Da!“

Ria Grillocini, die Ältere, sah den Reichtum und wendete sich sofort an den breitschultrigen Mann. „Vielen Dank, Herr!“ sagte sie. „Entschuldigen Sie, daß wir Ihr Angebot ausschlagen. Man gab uns Heimat und die Mittel zu einer neuen Existenz, die das Leben unseres Kindes nicht gefährdet. Wir sind Eltern, verstehen Sie?“



Welden

Der letzte Pfennig

Welden

Die Brautschau

Von Jörg Englischalk

In Marching ist Kirchweih! Nicht die große, die kleine, das Patrizinium, wie der Herr Pfarrer sagt.

In jedem Haus läuft an diesem Tage das Bier, es sind aber auch in jedem Haus Kirchweihgäst da...

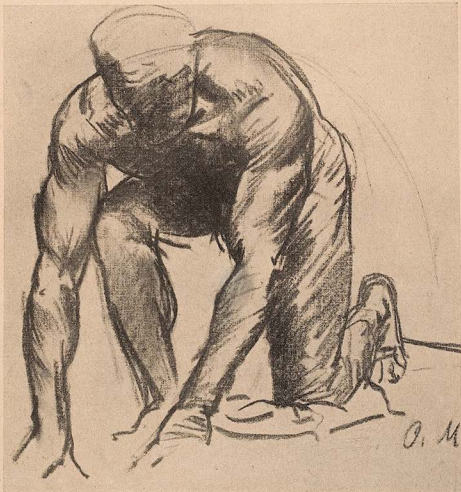
Beim Gretzenbauer sind die zwei ledigen Gschwister der Gretzenbäurin aus Ammerzell kommen, und bei der Gelegenheit kann man sich auch a bißl anschauen, wie dies ist, beim Scheurer, wo, wie den beiden der Schmuserlitz von Schwerling gsagt hat, der alt Scheurer g'storben ist...

Marching liegt heroben, Ammerzell weiter drunten, übers Moos, da ganz hinterm Holz, drum fielen auch die Gschwister der Gretzenbäurin, als sie in Marching ins Hochamt gingen, a bißl aus die Marchinger raus:

Die Moni hatte einen Hut auf, der zwar ganz aus schwerer Seide,

aber von der Ammerzeller Hutmacherin, gemacht war. Die Hutmacherin in Ammerzell hat 's in die Füß, schon seit dem Krieg und kommt drum nimmer naus, drum sind halt ihre Hüt so wie man sie vorm Krieg tragen hat... der von der Moni ist ja sonst sehr schön, teuer war er auch, aber in Marching hat man sie nimmer so groß. Wie dann die Moni bei der Opferung in der Kirche, als sie um den Altar geht, auch noch af den heiligen Erzengel Michael, der da gerade den Teufel ersticht, anstoß, verliert der Hut sein Gleichgewicht und sitzt ganz schief auf den Zöpfen der Moni.

Den jungen Burschen in Marching ist gar nichts heilig. Wie die der Moni lihen schepsen Hut sehen, lachen sie ganz laut runter von der Empore. Der Mathias, der Moni ihr Bruder, ist auch bei den Marchingern auf der Emporkirche, weiß aber nicht, warum



Akstudie

O. Melura

die lachen, er wills mit ihnen nicht verderben, und lacht noch ganz laut mit auch!

In Marching ist es Brauch, daß man am Kirchweihnachmittag nach der Vesper zum Kirchenwirt geht und sich noch a Halbe extra kauft, obwohl man daheim 's laufende Faß hat, aber es ist halt amal so der Brauch, da kann man nicht drüber naus... und da trifft es sich nun, daß die Moni neben dem Scheuermichl zu sitzen kommt. Zuerst tut der Michl a bißl still, aber wie dann die Moni redet, daß sie schon 's Gleiche mitkriegt, wie ihre Schwester, Gretzenbäurin, mitkriegt hat, da tut auch der Michl mer dergleichen. Und der Michl erfuhr auch, daß bei der Moni daheim in Ammerszell, ihr Bruder erst dann einheiratet dürfe, wenn sie nausgeheiratet sei, denn dies wüßt doch jedes: Isch amal eingehirat, so ist a ledigis gar nimmer g'acht, und müßt sich noch 's Essen auch vorwerfen lassen...

Was der Michl nicht erfuhr, war, daß die Moni beim Schmuserlenz sich genau sagen hat lassen, wie es beim Scheurer steht, daß da mit dem Anzündn vom Michl schon etwas dran war, nur hats niemand rausbracht, er wär noch die Kösten schuldig, die damals 's Gricht gmacht hat, und wenn einer schon Kösten zahlen muß, nachher weiß man's schon, eingesperrt habens ihn ja auch schon ghabt, den Michl, aber er hat nix einbestanden, und weis' ihm nach? wenn's kein Mensch sieht! Das neue Haus hat halt doch die Versicherung zahlt und a schönes Haus sollens haben beim Scheurer z'Marching!

Dies muß jedes sagen: Der Schmuserlenz, der wenn etwas einfädelt, der fädelt's richtig ein, denn der will sich da nix nachsagen lassen.

Also hat die Moni a leichtes Reden gehabt!

Daß aber der Michl auch beim Schmuserlenz war und ihm zwanzig Mark zugsagt hat und noch extra a Paar Frischling, dies hat sie wieder nicht gwußt.

Nun war beim Scheurer noch a ledige Tochter daheim, die Res, und da wollte die Moni haben, daß 's mit der was wird, mit ihrem Bruder, dem Mathiesl.

Der Gretzenbauer saß neben der Moni. Neben dem der Rauchfaher. Die zwei, dies muß man sagen, alle zwei habens getan, als obs gar nicht da wären. Keiner hat sich neigelt, was d' Moni und der Michl auch gredt haben. Und Gretzenbäurin, der Moni ihr Schwester, die wart er der drüberei Seite vom Tisch saß, hat nur hindost, „dies wärt it 's schlechtere, wenn dies so was wärdet“, hat sie sich denk.

Der Mathiesl, der war it beim Kirchenwirt. „Mach es, bis so weit

isch“, hat er zur Moni gsagt, „nachher bin ich schon da, etzer geh ich num, auf Lehmheusen, hab da no was z' tun!“

Drum sagt jetzt d' Moni zum Michl: „Ja, so arg bressiert 's it, der Mathiesl isch ja it do, und wenn der Michl meint, nachher täten sie zwei am Sonntag kommen und sein Sach anschau, und, daß er ja it glaubt, sie macht Sprüch, dies ganz gleich kriegt sie mit wie es ihr Schwester, Gretzenbäurin, mitbracht hat, dies ganz gleich, auch wenn sie kein Bauernhof derheiratet!“ Denn dies muß man dem Michl schon z' wissen geben, daß sie d' Moni vom Schloßbauern in Ammerszell isch, daß ihr Schwester hier, Gretzenbäurin isch und, daß er sich schon d' Händ abschlecken darf, wenn sie in sein Häussach neiheiratet... drum hat auch „kein Bauernhof derheiratet“ Gretzenbäurin, die sonst ganz ruhig dagessen isch, fest mit ihrem Kopf rumgnappt.

Als der Michl an diesem Kirchweihtag heimkam, war beim Scheurer ein großes Bereden. Und die alt Scheuerin, die Mutter vom Michl, der Vater war ja schon tot, war nicht ganz unzufrieden. Sie übergibt gern, wenn alles so ist und ihre Res Schloßbauern in Ammerszell wird, aber ihre andere Tochter, die vor drei Jahren den Burgbauer von Holz gegredt hat und, damals hat's noch nicht brennt ghabt beim Scheurer, nix mitgekriegt hat, die müßt in dem Fall no eas kriegen, denn wenn sie auch der Burgbauer damals wegen seiner acht Kinder, die von der ersten Frau her da waren, ohne alles gnommen hat, so kann man sich doch nicht nachsagen lassen, daß man eine Tochter umsonst nausheiratet.

Am selbigen Sonntag nach Kirchweih kamen zum Scheurer auf Marching: Der alte Schloßbauer von Ammerszell mit seiner Tochter Monika und seinem Sohn Mathiesl.

Die Scheuerin hat extra gut kocht, der Michl ist diesmal nicht wie sonst am Sonntag, gleich nach der Kirch zum Kirchenwirt, sondern er hat sich sein Bier heimholens lassen, weil man doch nicht genau weiß, wann die kommen. Grad aber wie der Stallbus vom Scheurer mit der dritten Maß heimgeht, sind die drei, nicht beim Wirt vorbei, sondern hinternum, beim Fußweg, reinkommen. Die Moni hat wieder ihren guten Hut aufgahbt, aber der junge Mathiesl hätt sich auch schon a bißl festfästlicher anziehn dürfen, seine hohen Stiefel haben durchs Gras blitzt, als ob er zum Roßkaufen ging, nicht zum Scheurer wegen der Res! Und das hat der Res, die sie durchs Küchenfenster sieht, arg verschmocht. „I bin zwar von koam Baura“, meint sie, „aber so daherkommen? Und wenn i it mag? Nachher kommt d' Moni auch da it rein!“ Denn sie hat's schon gwußt, daß beim Schloßbauer mitm Heiratgut von der Moni happert...

Kucha, beim Scheurer, hat d' Moni gemeint, die wär a bißl klein, da isch ihr aber der Schloßbauer ums Maul g'fahren, was sie denn glaubte, für so a Sach wie beim Scheurer wär die Küch groß genug, sie sei halt die groß! Kucha von daheim gewohnt!

In der Stube, in die sie nachher hinein sind, hat der Mathiesl gredt: „Ob sie beim Scheurer den Stall mit Ziegel oder mit Beton pflastert hätten? Bei ihnen daheim wär er noch mit Ziegel pflastert, aber sie hätten halt noch a altes Haus, bei ihnen hat's no nie brennt...!“

Dies wurmt den Michl. Ha, hat der jetzt auch schon wieder was gehört vom Anzündn, denkt er sich, aber anmerken... na... anmerken tut man ihm nix, daß er da was auf sich gmünzt hält...

„Stall habt's ein' schönen“, meint der Schloßbauer, „und 's Viech, kei schlechts Viech, eine Kuh wie die ander, a paar feste Ochsen, Kalbn, alles wie es sein soll!“ — „Nur Roß, Roß sind halt keine da“, sagt der Mathiesl. — „Zu was braucht man denn in so ein'm Sach Roß“, sagt der Schloßbauer, „ein Unterschled muß doch noch geben, zwischen ein'm Baur und ein'm...“ Ausgredt hat er nicht!

Aufn Heuboden hat's nicht so gut ausgeschaut, denn fürs Heu löst man im Frühjahr a guts Geld, da hat halt der Michl dies alt Heu alles und dies neu fast alles verkauft. „Mei“, meint der Schloßbauer, „bei ihnen wär der neu Heustock noch it angriffen, aber jeder wie er halt meint, a Grummet gäbs ja auch noch...“ In der Stube ging unterdessen die Rede der alten Scheuerin, der Moni und der Res. „Ob denn d' Gretzenbäurin das ganze Heiratgut schon mitkriegt hat?“ wollt die Scheuerin wissen. Und „was der Mathiesl für einer wär, ob mit dem ein Machen wär“, interessiert sich die Res.

Aber da wären bei der Moni an die Rechte kommen. „Übers



Kinderstudie

F. Gartz



Ragusa

E. M. Wagner

Heiratgut", sagt sie, „da redet nachher schon der Vater, weil doch d' Res auch epas mitkriegt, oder it? Und was an Mathiesl betrifft, ob dies einer sei... da könnt die Res z' Ammerszell, oder noch besser glei am Gericht z' Anstetten fragen, da kennen sie ja den Michl auch, aber anders wie den Mathiesl...“ Und d' Moni muß drandenken, sie war mit bei der Verhandlung. „Mathias Meichelmann — beim Schloßbauern schreiben sie sich Meichelmann —, „Mathias Meichelmann“, hat der Richter gsagt, „diesmal sind Sie wieder gut naugrutscht, schon zum drittenmal etzer, nur weil der Zeuge Andersglaubter geschworen hat, daß

er zur fraglichen Zeit auch bei der Katharina Heinlein war, aber 's nächstmal nimm ich kein Zeugen mehr für Sie her, schon zum drittenmal Jetzt, und immer nicht allein...“ Ja, so hat der Herr Amtsrichter gsagt, und da meint die Res, mit dem Mathiesl wär nicht zum Auskommen. So gut, wie mit dem zum Auskommen isch... Der Andersglaubter, dies ist der einzige Sohn vom Schmidbauer in Wimpfling, der hätt doch gwiß für kein andern dies geschworen, und wär bei kein andern dabei gwesen... und die zwei Verhandlungen vorher war er auch nie allein, der Mathiesl... Dies hat sich d' Moni aber nur denkt,



Bodenseelandschaft

H. Kistler

gsagt hat sie das nicht, denn wenn die zwei amal verheirat sind, nachher erfahrt es die Res no früh gnug...

Wie nun die andern aus dem Stall und dem Fletz zurückkamen, ist der Schloßbaur auf die Sach losgangen und fragt, wie das nun sein soll? Die Res hat sich neben dem Mathiesl hingsetzt und der Michl hat nach dem hintern Tisch gschaüt, wo der Stallbub 's Bier hingstellt hatte und wo es jetzt ganz lack wird, denn die brauchen doch it wissen, daß er schon am Vormittag a Bier trinkt, drum hat's er auch im Steinkrug holen lassen, durch die damischen Glaskrüg hätt man's ja durchgeh'n, an einem solchen Tag kann man nicht Obacht gnug geben...

Die Moni legt ihren Hut auf d' Ofenbank und meint: Ihr gfallt's!

Und die Res isch nochmal a bißl näher an Mathiesl hingruckt!

Da redt die alt Scheurerin: Ihre andere Tochter, die wo an Burgbauern von Holz gheirat hätt, die müßt halt auch noch was kriegen, wenn übergeben wird, die hätt 's Heiratgut noch it, der Burgbaur hat die a so gnomma, wie sie isch, solcheni Töchter hätt sie!

Der Gretzenbaur isch auch noch kommen. Seine Alte hat ihn herschickt, damit alles seine Richtigkeit kriegt, nachher haben sie 's halt mitnander ausgemacht.

Am darauffolgenden Sonntag verkündet der Pfarrer von der Marchinger Kanzel: Zum heiligen Sakramente der Ehe haben sich versprochen der ehr- und tugendsame Jüngling Michael Scheurer, Gütersohn von hier, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Monika Meichelmann, Schloßbauerstochter von Ammerszell, dies ist die erste Verkündigung! Und in Marching wissen sie es jetzt, daß in vier Wochen Hochzeit ist, denn es muß noch dreimal verkündigt werden.

Am selbigen Sonntag wird im Ammerszeller Kirchlein verlesen: Zum heiligen Sakramente der Ehe haben sich versprochen der ehr- und tugendsame Jüngling Mathias Meichelmann, Schloßbauersohn von hier, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Theresia Scheurer, Gütertochter von Marching, dies ist die erste und letzte Verkündigung!

Jetzt habens die Ammerszeller gwußt: Ahal dies isch was worden, die Woch isch Hochzeit, denn a Baur der holt Dispens beim Bischof und laßt sich bloß einmal verlesen, muß doch a Unterschied sein!

Die Burgbäuerin von Holz ist auf keine der beiden Hochzeiten gegangen, was ist denn dies, zwölfhundert Mark hat sie Heiratgut kriegt... Und d' Schloßbäuerin hat beim Mahl bei der Hochzeit einstanden, daß dies ganze nix worden wär, wenn it sie noch beim Austrag nachlassen hätt, denn ihre Tochter, d' Moni, hat noch zwaitausend Mark bars Geld auch mitkriegt und die andern viertausend sind auf d' Res verrechnet worden, denn daß's Scheurers der Res sonst kein Geld geben hätten können, dies wüßt doch jedes! Darüber aber, daß von deni zwaitausend Mark „bars Geld“, für die zwölfhundert, die davon d' Burgbäuerin von Holz kriegen hätt sollen, der Schloßbaur dreimal nach Holz zum Burgbaur laufen isch, daß der dafür den Acker vom Schloßbaur, der in der Holzer Flur liegt, nimmt, darüber erzählt d' Schloßbäuerin nix...

Der Schmuserlenz von Schwerling hat hinten in der Holztütte einen Stall, da drinn stehen seit der Hochzeit beim Scheurer zwei Frischling. Vor vierzehn Tag war die Hochzeit, aber der Lenz ist seitdem aus'm Rausch immer rauskommen. Dies muß aber jedes sagen: Der Schmuserlenz, der wenn etwas einfädelt, der fädelt's richtig ein, denn er will sich da nix nachsagen lassen.

DER TRAUM

Eine Anekdote aus dem Leben des bekannten Wiener Komikers und Hofschauspielers Fritz Beckmann

Nacherzählt von Anton Partsch,

bearbeitet von Carl Johann Heinrich

Anno 1860 fand sich allabendlich in einem damals sehr beliebten Wiener Bierlokal eine illustre Stammischgesellschaft zusammen, bestehend aus bekannten Bildhauern, Malern und Mitgliedern des Theaters, sowie einigen jungen Kaiserlichen Hoheiten, die hier im trauten Freundeskreise ihren Abendschoppen leerten.

Das beliebteste Mitglied dieser Tafelrunde war der bekannte Komiker des Kaiserlichen Hofburgtheaters, Fritz Beckmann.

Jener Beckmann, der Holteis „Eckensteher Nauter“ in einer Berliner Lokalfigur darstellte. Wie auf der Bühne, so war Beckmann auch im Privatleben stets reich an witzigen Einfällen und daher ein gern gesehener Gesellschaftler, der mit fröhlichem Lachen und einem witzigen Wort seine Freunde zu begrüßen pflegte.

Eines Abends erschien Beckmann mit finsterner Miene in seinem Stammlokal und setzte sich mißmutig auf seinen Platz.

Die Freunde wußten bereits, daß Fritz in den letzten Tagen viel Ärger am Theater hatte, und zwar mit einem neu engagierten Kollegen, einem Baron v. H.... Der, obzwar als Künstler ziemlich minderwertig, nur auf Grund seiner hohen Protektion Hofschauspieler wurde, sich selbst aber als ein Genie betrachtete.

Dieser neue Kollege saß nun heute auch zum ersten Male am Stammtisch und hatte so Beckmanns frohe Laune verdorben.

„Was ist denn, Beckmann?“ fragte eine Kaiserliche Hoheit.

„Sie scheinen heute verdammst schlechte Laune mitgebracht zu haben“, ein anderer.

„Man hat seinen Ärger“, erwiderte Beckmann mürrisch.

„Ach was!“ sagte die Kaiserliche Hoheit, „erzählen Sie uns einige Ihrer neuen Witze, und Sie werden sehen, die Stimmung ist bald wieder da!“

Beckmann schüttelte den Kopf.

„Worüber hast du dich denn geärgert?“ fragte jetzt ein anderer.

„Über einen Traum, den ich heute Nacht hatte“, sagte Beckmann mißmutig.

„Erzählen!“ erscholl es jetzt von allen Seiten. Und Beckmann mußte erzählen. Er kannte die Neugier seiner Freunde, die hinter allen seinen Äußerungen eine kleine Bosheit witterten.

„Das war so“, begann Beckmann, nachdem er sich ein neues Glas Pilsener bestellt hatte:

„Ich träumte, ich wäre gestorben und nahm als anständiger Christenmensch meinen Weg zum Himmel. An der Himmelspforte angekommen, klopfte ich dreimal heftig an die Tür und als Petrus öffnete und nach meinem Begehre fragte, erklärte ich, ich sei der ehemalige Hofschauspieler und Komiker Fritz Beckmann, und bäte um Einlaß. Da verzog Petrus sein Gesicht zu einem höhnischen Lachen und meinte: 'Für so ein Gesindel wäre im Himmel kein Platz.' Mit einem Krach flog die Himmelspforte wieder zu. Enttäuscht und verzweifelt setzte ich mich auf eine Bank, die an der Milchstraße stand, um nachzudenken, was nun zu machen sei. Da hörte ich hinter mir Schritte und als ich mich umwandte, sah ich meinen verehrten Kollegen, Baron v. H.... ankommen. Nun faßte mich die Schadenfreude, mein Kollege wird mir das nicht übel nehmen, als ich mir vorstellte, was für ein Gesicht der Herr Baron machen wird, wenn Petrus ihn so liebenswürdig empfängt wie mich, und auch ihm die Tür vor der Nase zuschlägt.

Ich versteckte mich also hinter meiner Bank und beobachtete die Sache. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als Petrus die Tür öffnet und einige Worte mit meinem Kollegen spricht und diesen dann mit einer tiefen Verbeugung eintreten läßt.

Mein Gott, denke ich, hilft denn im Himmel auch schon die Protektion, und wütend klopfte ich zum zweitenmal an die Himmels-tür.

Endlich erschien Petrus nochmal.

„Was willst du denn schon wieder?“ schreit er mich an.

„Petrus“, fragte ich, „was ist das für ein Vorgehen, mir sagst du, für so ein Gesindel, wie die Schauspieler sind, wäre im Himmel kein Platz und soeben hast du meinem Kollegen, dem Baron v. H.... Einlaß gewährt. Der war doch genau so Schauspieler wie ich auch.“

Da klopfte Petrus mir besänftigend auf die Schulter und flüsterte mir ins Ohr:

„Beruhige dich, mein lieber Beckmann, der Baron v. H.... war in seinem ganzen Leben kein Schauspieler und wäre auch nie einer geworden.“

„Soll man sich da nicht ärgern?“ fragte Beckmann, und leerte sein Glas auf einen Zug.

Allgemeines Gelächter erscholl, als Beckmann geendet hatte und auch der Baron v. H.... lachte gezwungen mit. Seit jenem Abend aber erschien er nicht wieder am Stammtisch.

Beckmann hatte seinem Herzen Luft gemacht.



Aktstudie

Max Hauschild

Zwei Lebkuchenherzen

Von Wilhelm Dietl

Vor einer Zirkusfront ein Clown mit Schlotterbeinen und Eierkopf: man lacht und amüsiert sich, ohne eingetreten zu sein. Man lacht wie Marianne, die Große, Schlanke, mokant mit dem linken Mundwinkel, oder wie Elfriede, ihre kleine, häßliche und überdies noch mit einem Höcker belastete Schwester, mit schreiendem Halse, je nachdem. Das herzhaftelachen aber verursacht Elfriede Beschwerden, sie ist gezwungen, mit der rechten, in die Hüfte gestemmten Hand den heftigen Erschütterungen ihres gebrechlichen Körpers standzuhalten. Im Lachtempel aber bringt sie den Mund überhaupt nicht mehr zu und wie besessen kreischt sie vor den konkaven und konvexen Scheiben, denen Marianne unwillig den Rücken kehrt, sobald ihr die groteske Spiegelung zu toll scheint.

Draußen-vor dem Ausgang grüßt Marianne, sie grüßt einen Mann, und Elfriede meint nach einiger Zeit, daß dunkle Augen schön seien.

„Ja, Ernst ist ein netter Mensch“, klärt Marianne sie auf und blickt verträumt... Bei einem Süßwarenstand kauft sie dann der Schwester ein Lebkuchenherz, „Aus Liebe“ steht darauf, und hängt es ihr um den Hals. Elfriede steht still wie ein braves Kind, hebt dann den Kopf und sieht die Schwester mit einem Blicke so grenzenloser Dankbarkeit an, daß Marianne plötzlich sehr nachdenklich wird.

Am anderen Tage trifft sich Marianne in den Abendstunden mit Ernst vor dem Zirkuseingang. Ernst hat blitzende, ebenmäßige Zähne und leichtgewelltes, seitlich in die Stirne gekämmtes Haar. Ernst ist ohne Zweifel ein netter Mensch.

Der Clown macht wie immer seine tollen Spässe und die Musikanten blasen blaurot im Gesichte, mit einer Lust in ihre Instrumente, als wäre das Trompetenblasen der größte Spaß auf dieser Welt. Ein Mädchen in einem farbigen Trikot, ein starres Artistenlächeln in das Gesicht gegossen, wirft seine schlanken, weißbestäubten Beine im Vierviertelakte sich vor den Kopf, ein Herkules prözt mit Muskelsläcken, und ein Zwerg mit einem Kürbisschädel und Kinderbeinen macht mit den Augen den weiblichen Zuschauern Heiratsanträge.

Marianne und Ernst gehen in den Zirkus, um sich in einer Ecke auf einer schmalen Bank die Hände zu drücken. Elfriede, das gute Kind, schläft nun wohl schon zu Hause.

Später gehen sie in eine Bierbude, wo es Musik und Holdrio und Bier und Würste gibt. Eine lustige Person, breiter wie hoch, mit Sattlalls und Riesenbusen, verkauft an Ernst ein Riesenherz, mit den Zuckerworten „Aus Liebe“.

„In Liebe“, sagt Ernst gefühlvoll beim symbolischen Schenkungsakt und lächelt mit blitzenden, ebenmäßigen Zähnen.

Als Marianne nachts nach Hause kommt, beugt sie sich über das Bett der schlafenden Schwester und blickt lange in das häßliche Gesicht unter ihr. Aus dem weitoffenen Munde stechen Klauenzähne, rasselt schwerer Atem. Ob dieses Gesicht jemals ein Mann küssen wird? Sie senkt den Kopf tiefer herab, den Lippen der Schwester entgegen, und erkennt mit leisem Schrecken, daß ein unbehagliches Gefühl sie überkommt. Sie richtet sich wieder hoch, ihr Blick fällt auf das Lebkuchenherz an der Wand über dem Bette, und rasch drückt sie den Mund auf die Stirne der Schwester.

Auf der anderen Seite steht ihr Bett. Sie nimmt das Lebkuchenherz von ihrem Halse und hängt es wie die Schwester an die Wand. Dann geht sie zu Bett, liegt noch eine Weile still, denkt an Ernst und schläft schließlich ein. Mitten in der Nacht aber erwacht sie wieder, sie hatte einen schweren Traum, sie träumte, Ernst habe sie verlassen.

Das Mondlicht liegt über Elfriedens Bett. Das Lebkuchenherz darüber ist hell beschienen. Das ihre ist nicht beleuchtet. Ist Ernsts Liebe nicht wahr und echt, daß der Mond es ihr verhüllt? Soll der Traum eine böse Vordeutung sein? Sie lacht leise über sich selbst, aber ein unsicheres Lachen ist es doch. Sie holt das Lebkuchenherz von der Wand herab und legt es neben sich. Es muß nicht sein, daß es da oben hängt, und Elfriede am anderen Morgen fragen machen läßt, nach dem Woher. —

Einige Monate später steht Elfriede schwarz gekleidet vor einer Glaswand, die Rechts seitlich in die Hüfte gestemmt, die linke Schulter hochgezogen, den großen Kopf mit der langen spitzen Nase schief geneigt. Hinter der Glaswand liegt Marianne, weiß gekleidet, ein mokantes Lächeln im linken Mundwinkel gesammelt, ein unheimliches Lächeln im Antlitz des Todes, einen Strauß weißer Rosen in den gefalteten Händen. Die Rosen hat Elfriede ihr in die starren Finger geordnet, kurz bevor man den Deckel über den Fall Marianne schließen wollte. Sie war keuchend die Treppe hinangeilt, denn die Männer, die Marianne holen wollten, waren früher gekommen, als man gewöhnt. Der schwarze Wagen unten vor dem Hause war ein Stich ins Herz gewesen.

Elfriedes schmale Schultern zucken. In ihren Augen steht ein großes Verwundern, ein großes Unbegreifen. Sie hat nicht weinen können, als man die gasgefüllte Küche aufschloß und die am Boden liegende Schwester leblos auf den Divan bettete. Wie sollte sie das auch verstehen können. Wie konntest du von mir gehen, ich hatte dich doch so lieb, meine große, schöne Schwester, und alles nur, weil Ernst dich verlieb.

Draußen ist Licht und Leben. Ein blauer Himmel ist die Ewigkeit und die Sonne darin ist das Leben. Elfriede geht, den Kopf im Nacken, die Lippen leicht geöffnet. Sie braucht Luft für ihre gequälte Lunge, Luft, um zu leben, denn das Leben ist schön. Ihre Nase scheint spitzer, der große Höcker größer geworden zu sein.

Zu Hause nimmt sie das Lebkuchenherz von der Wand herab und hängt es sich um den Hals. Ach, was habe ich gelacht, damals, Marianne. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, den ersten Tränen seit Mariannens Tod. Sie fällt schluchzend in die Bettkissen, das Lebkuchenherz an ihrer Brust zerbricht.



Handstudien

O. Malura

DAS FLOSS

Von Franz Alfons Hoyer

Das war nun nicht eigentlich ein neuer Gedanke, sich den breiten, silber schimmernden Lasttierücken des Stromes dienstbar zu machen. Aber als die Knaben ihn dachten, angeregt durch die langen, schlanken Stämme, die sie träge und scheinbar herrenlos auf ihm zu Tal treiben sahen, war er sehr neu und jung in ihnen. Es war ein Geruch von Abenteuer an ihm und einem unbeschreiblichen Unterwegs.

Sie schwammen an die Stämme heran, stießen sie mühsam aus der Strömung heraus und lenkten sie behutsam dem Ufer zu. Da sollte nun ein Floß gebaut werden, und die Fahne großer Pläne war über ihnen entrollt und flaggte in den Winden ihrer jungen, hingabereichen Herzen.

Jeder Augenblick gewann nun einen ganz neuen, unbeschreibbaren Glanz. Mochte sein, daß sie schon hundertmal Ähnliches gespürt hatten, in den Stunden am Lagerfeuer, in den Zeltnähten ihrer gemeinsamen Wanderschaft. So war es noch nie.

Das machte der Strom.

Der Strom wurde mächtig in ihnen. In ihren Träumen kehrte er wieder. Es war wie ein neues, jäh entdecktes Land. Es gab eine Freundschaft zwischen ihnen. Sie bestand seit den ersten Tagen dieses Sommers, und sie war wunderbar verwandelt worden, als ihnen der Anblick der treibenden Stämme den Gedanken an ein Floß eingegeben hatte.

Nun wurde jeder der ferntreibenden Stämme des stromwandernden Bergwaldes mit überschwenglichen Rufen begrüßt. Jedesmal jagten sie dann ihre Leiber in die blanke Flut und schwammen in sehr behenden, schneidigen Wendungen an den gemächlich einherziehender Hochwaldstamm heran.

Stamm um Stamm wurde ans Ufer gebracht. Bald schon lagerte ein ganzer Bergwald da. Die Knaben banden ihn mit Seilen zu einem breiten Boden zusammen.

Die Arbeit wurde schwierig. Sie bekamen blutige Hände vom Knoten und Binden der Seile und Drähte. Es wuchs das Floß in der Mühe ihrer jungen Leiber.

Sie überlegten dabei nicht, was das nun sei, ein Floß... Daß es

Wald war, hoher, wiegender Wald, der von den Bergen kam und aus den Windbereichen herrlicher Sommer...

Sie atmeten den Geruch von Sommer und Ungebundenheit.

Die Fahrt, die ihnen bevorstand, sollte ein Grüßen werden zu den großen, endlosen Wäldern der Ufer, die an dem Wege ihrer Reise liegen würden.

Endlich kam der Tag. Sie hatten eine Fahne gehißt, die sachte im Winde ging. Der Wind spielte in den Strähnen ihrer hellen Haare. Ihre Stirnen waren überhellt von Erwartung.

Sie trieben das Floß in den Strom, stießen vom Ufer weg, kletterten auf und fuhren langsam und ruhig in eine neue Welt. Herrlich wie an alle den Tagen stand auch diesmal die Sonne über ihnen. Nußbraun hatte sie ihre Leiber gebrannt. Die Glut des Lichtes erfüllte ihre Augen mit tieferem Glanz. Träume und wilde Klänge durchrollten ihre Herzen.

Sie fuhren den ganzen Tag.

Sie wurden schweigsam wie nie. Erst, ganz zuerst, hatten sie gar rufen wollen, vor Freude und vor Erregung. Sie wurden sehr still. Auch das machte der Strom. Sie hörten so sehr auf seine Stimme. Sie liebten ihn.

Zu schnell kam ihnen die schwere Stunde notwendiger Trennung. Es dunkelte bereits. Schatten und Nachflammen tanzten auf der Flut. Die ersten Sterne spiegelten unruhig im Wellenweg.

Da begingen die Knaben den Abschied auf eine Weise, die nur ihren eigenen gewandelten und so mächtig berührten Herzen irgendwie verständlich erscheinen konnte: sie ritzen sich einander mit einem Messer die Hand, daß sie leicht blutete, und tauchten sie andächtig eine Weile in die Strömung.

Und dann benannten sie ihre Kameradschaft mit einem sehr trotzigem, piratenhaften Namen. Den hatten sie aus einer Seeräuber Geschichte.

Als sie hernach an Land geschwommen waren, sahen sie das Floß mit der Fahne dunkel seinen Weg meerwärts nehmen. Da mußten sie sich schnell abwenden und schritten mit seltsam sicheren Schritten landein, der großen Stadt und der Enge ihres Alltags zu.





An der Kurischen Nehrung

H. Kistler

Seitensprung eines Junggesellen

Von Wilhelm Dietl

Wutzig saß allein zu Hause zwischen seinen vier Wänden, lauschte auf abendliche Regentropfen, die wie in oft besungener Weise an sein Fenster klopfen, und überlegte, ob man sein Leben, mit dem man bisher nicht allzusehr zufrieden war, in einer durch eine Heirat veränderten Form weiterführen sollte. Er trat auf alle Fälle einmal vor den Spiegel, um sich über seine etwaigen Aussichten in Hinblick auf seine Erscheinung zu informieren, und als er sich eine Zeitlang stumm, aber kritisch betrachtete hatte, fand er, daß etwas Entscheidendes in bezug auf sein Äußeres getan werden müsse, und steckte ein weißes Batisttuchlein in seine linke Brusttasche. Als er aber kurze Zeit später auf der Straße stand, stieß er das Tuchlein mit dem Finger wieder zurück, damit ja niemand auf den Gedanken käme, daß er ernst machen und sich eine Frau anschaffen wolle. Er entschloß sich, in eine Tanzdiele zu gehen, in einer Tanzdiele

gab es neben Mädchen, die man nicht heiratet, gewiß auch fromme Bürgerstöchter, auf die man ein wachsames Auge halten konnte. Schon in der Garderobe gewannen seine Aufmerksamkeit zwei junge Damen in Rot und Grün, die sich vor einem Spiegel mit zärtlichen Fingern die Locken seitlich ordneten, und sich die Näschen mit der Puderquaste rieben. Über ihren Augen erhoben sich runde Bögen: Fragezeichen über fragende Augen: Schöner Gigolo, armer Gigolo? Das grüne Fräulein hatte ein spitzes Gesicht mit eingefallenen Wangen, und einen unangenehmen Schweißgeruch. Die Aufregung im Kampf um den Mann. Sicher war sie sehr nervös. Im übrigen, irgendwo war einmal zu lesen gewesen, eingefallene Wangen deuten auf eine mangelhafte Verdauung hin. Eine Frau aber hat gesund zu sein. Die rote Dame dagegen wand und drehte sich vor dem Spiegel, als habe sie Leibscherzen. Eine Frau aber hat sich nicht vor einem

Spiegel zu drehen und zu winden, sondern einen Hausstend zu umsorgen, zu kochen, zu nähen und zu flicken, zum Donnerwetter noch einmal.

Er trat in den Saal. Ein Herr im Frack vollführte vor ihm eine Verbeugung, als wäre er Staatsrat oder so etwas. Er erwiderte den Gruß durch ein kaum merkliches Nicken des Kopfes und ein bedachtsames Niederschlagen der Augenlider, als wäre er sogar noch mehr. Er nahm in einer Ecke in einem gepolsterten Armessel Platz. Er saß sehr bequem, er saß wahrhaftig wie ein Staatsrat. Vor ihm, an der ockerfarbigen Wand, hingen kleine japanische Seidenschirmchen symmetrisch geordnet, sehr gediegen und geschmackvoll sah das aus, man müßte sich eine Frau wählen, mit gediegenem Geschmack. Ein weißer Rücken ging vor ihm nieder: Der Ober in einer Leinenjacke legte ein in Leder gebundenes Buch auf den Tisch: Die Weinkarte. Er gab den Lederband mit einer lässigen Staatsratbewegung unbenesehen wieder zurück, und bestellte bei der durch diese Rückgabe tief bezürzten weißen Jacke ein Viertel billigen Pfälzer Weines. Das Getränk brachte ein Oberlehrjunge, der vorschriftsmäßig abstehende Ohren hatte, und ein mildes nachsichtiges Lächeln auf den Lippen trug.

Auf einer Estrade sammelten sich graue Männer, die sich als die Musiker erwiesen. Der große Lange mit dem sammelblonden Haar, der vornehme Schächerer auf Distanz mit diesem und jenem Tisch, war der Kapellmeister. Der Saxophonist schnitt Grimassen und machte mit flatternden Händen nervöse Bewegungen, und der Klavierspieler mit dem dicken aufgeschwemmten Gesicht, in dem kleine Äuglein phlegmatisch ruhten, blickte beharrlich auf seine auf den Tasten ruhenden Finger nieder.

Der Geiger hob den Arm und schnellte gleich darauf ruckartig in einer kleinen Beuge in die Knie: Der Tanz, ein Walzer, konnte beginnen, der Tanz hätte beginnen können, aber niemand rührte sich. Der Ober lehnte, das Gesicht unbewegt, an einer Säule, der Pikkolo stand kerzengerade voll Dienstbeflissenheit, und hinter einer spanischen Wand lugte der weißbehaubte graue Kopf einer schläfrigen Frau auf.

Wutzig fand, daß irgend etwas geschehen müsse, stand auf, trat auf eine einzelsitzende Dame zu und verbeugte sich. Die einzelsitzende Dame stieß Zigarettenrauch aus ihrer Nase, hob den linken Mundwinkel, drehte den Kopf zur Seite, und wollte dadurch zum Ausdruck gebracht haben, daß sie nicht zu tanzen

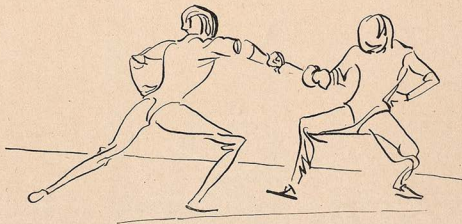
wünsche. Wutzig vollführte seinen Diener vor der Dame in Blau. Die Dame in Blau maß ihn stumm vom Kopf bis zum Fuße und sagte dann mit dem Blick auf seine Bauchmitte hin ein schroffes „Nein“.

Wutzig ging an seinen Platz zurück, brannete sich eine Zigarette an, trank sein Glas leer und bestellte sich eine ganze Flasche. Der Ober bediente ihn persönlich mit lautlosem Eifer. Die einzelsitzende Dame blickte wohlwollend zu ihm hinüber, und die Dame in Blau überschlug ein Bein, um ihr Knie zeigen zu können. Der Grußdirektor führte neue Gäste ins Lokal. Eine ergraute Dame mit dickberingten Fingern und eine junge, kastanienbraunes Haar, ein blendendweißes Rückendekolleté, ein faszinierendes leuchtendes Dreieck, ein Sammelfeld für männliche Bewunderungsblicke. Verlobt? Nein, nicht verlobt, natürlich auch nicht verheiratet — wieso natürlich, Idiot? Natürlich, weil diese reine, weiße Haut so keusch ist, Idiot, Idiot!! Oh — er zündete sich eine neue Zigarette an, — oh, wir werden tanzen, verführerische Schönheit, Augenweide, ich werde dich auf den Händen tragen, Göttin, wir werden ein Leben führen, gut und schön. Der Kapellmeister, der große Sammelblonde, lachte ein baritonales Lachen und hieb mit dem Geigenstock durch die Luft, ein scharrendes Geräusch von zurückgestoßenen Stühlen, Wutzig führte die Hand noch rasch prüfend an die Krawatte, zog das weiße Batisttuchlein wieder aus der Brusttasche hervor, sprang auf, machte eine in seinen Jünglingsjahren sich als vorteilhaft erwiesene Tanzstundenverbeugung — und sah sich einem Lächeln gegenüber, wiederholte ungläubig seine Verbeugung, sah sich einem gänzlich unbewegten, unbeirrbaren Lächeln gegenüber.

Er vollführte eine Abschiedsverbeugung, in seinem Gesichte zuckte es, er erarbeitete sich ein Lächeln, ein gänzlich unbewegtes, unbeirrbares Lächeln.

Ein kleiner dicker Mann erhob sich, ein Mann ohne Hals mit einem Stiernacken und gewaltigen Modeschultern, der Mann lenkte seine Schritte zu der Schönen, der Göttin hin, er zog das Kinn etwas an und wollte dadurch zum Tanze aufgefordert haben. Die Göttin, die Augenweide, ging mit einem Manne, der ein Gesicht wie eine Bulldogge hatte, tanzen.

Wutzig stieß das Tuchlein wieder in die Brusttasche zurück, um niemanden auf den Gedanken kommen zu lassen, er hätte Ernst machen wollen, dann verließ er mit einer Miene, als wäre er sorgender Familienvater, das Lokal.



Fechtende

Rheinen

IM KLUB ZU ABERDEEN

Ein Reiseerlebnis unter echten Schotten / Von Rolf G. Haebler

Als ich neulich geschäftlich nach Schottland mußte, kam ich auch nach Aberdeen. Aberdeen ist die Stadt, wo jeder besonders stolz darauf ist, ein Schotte, das heißt, geizig zu sein. Da gibt es sogar einen Klub, dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, jede Gelegenheit zu benützen, um dem Ruf Aberdeens Ehre zu machen. Es mag sein, was immer es will: nur kosten darf es nichts.

Mein Geschäftsfreund erklärte mir, er werde mich gerne im Klub einführen. Ich dankte ihm überschwänglich, denn so konnte ich die Geizigsten aller Geizhälse kennenlernen.

„Ich schlage vor, wir gehen nach dem Abendessen in den Klub — übrigens, haben Sie Lust, vorher mit mir Abend zu essen?“ fragte mein schottischer Freund. Ebenso erfreut, wie andersorts erstauet über die so unschottische Frage, erwiderte ich: „Aber sehr gerne!“

„Well, ich komme also zu Ihnen in Ihr Hotel zum Diner und dann gehen wir in den Klub.“

Selbstverständlich war es an mir, im Hotel die Zeche zu bezahlen.

Als wir in den Klub kamen, stellte mein Geschäftsfreund mich den verschiedenen anwesenden Herren vor. Und dann nahmen wir Platz. Mister Savingbox, ein Großindustrieller, saß neben mir. Er

winkte einem Diener: „Bringen Sie einen Whisky-Soda — halt, ich muß erst nachsehen, ob ich so viel Geld bei mir habe!“ rief er.

Mister Savingbox entnahm seiner hinteren Hosentasche einen uralten Gelbdeuter. Er öffnete ihn. Da flog eine Motte heraus, offenbar sehr erfreut über die langentbehrte Freiheit. Die Klubmitglieder nickten anerkennend.

Neben ihm saß sein Sohn. Er machte ein betrübtes Gesicht. Hatte er Kummer? Ich betrachtete ihn teilnahmsvoll. Mister Savingbox senior bemerkte es. „Mein Sohn ist ein Verschwenker“, sagte er. „Gestern hat er an eine junge Dame in Glasgow einen eingeschriebenen Brief gesandt — überlegen Sie, eingeschrieben — und sie um ihr telephonisches Jawort gebeten. Aber es ist noch kein Anruf gekommen. Er müßte schon da sein.“

„Aber wo denken Sie hin, my dear“, sagte da ein alter Herr, der ebenfalls aus Glasgow stamme, „sie wird nicht vor 10 Uhr anrufen, denn selbstverständlich benützt sie die billigere Nachtaxe.“

Da erheiterte sich das Gesicht des jungen Mannes wieder.

Ein Mister Niggard meinte nun, sicherlich werde in nächster Zeit in Aberdeen noch eine weitere bedeutende Hochzeit stattfinden. Er selbst habe, trotzdem er aus

naheliegenden Gründen ein alter Junggeselle sei, um die Hand einer Dame angehalten.

Da das Staunen nichts kostet, so staunten alle.

„Und, wenn man fragen darf“, sagte mein Geschäftsfreund, „wer ist die Glückliche?“ „Oh, bitte — Miß Hoppole, die Hungerkünstlerin, die soeben in Aberdeen ein Gastspiel gibt. Ich stehe bereits in schärfster Konkurrenz mit Mister Butcher, dem Wurstfabrikanten.“

„Na, da wird Butcher das Rennen machen, lieber Freund. Sein Laden geht zur Zeit phantastisch.“

„Well, ich weiß. Weil er ein eigenhändig geschriebenes Plakat in sein Schaufenster gehängt hat, auf dem er versichert, er produziere eine neue Salami, die zu gleichen Teilen aus Hühner- und Pferdefleisch besteht. Er verkauft sie zu einem erstaunlich billigen Preis. Es muß ein Schwindel sein!“

„Wieso?“ sagte Mister Savingbox junior. „Die Sache geht in Ordnung. Butcher hat nicht gelogen. Auf je ein Pferd schlachtet er je ein Huhn.“

Da hielt ich es an der Zeit, mich zu empfehlen. Ich versicherte den Herren, daß ich noch nie einen so amüsanten Klubabend verbracht hätte, wie hier in Aberdeen.

Immer abends als Letztes

Chlorodont

Klischees *steiert*

für Reklamewecke
Bücher, Etiketten
& Zeichnungen

Münchener
Klischee-Anstalt

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Preiswert, solid,
Schuhe
von Rid!

Wasserfeste
Wasserdampfstiefel
in allen
Preislagen
Beliebig
zusätzlich in
großer Auswahl!



Strassenschuhe
Hauptpreislisten RM.
14,50, 16,50, 18,50 usw.

QUALITÄTSMARKEN

München

MÜNCHEN SCHÜTZEN-STR. 9
BEIM HALTBÄHNHOF

NSV-KINDERLAND VERSCHICKUNG

Larfaun
Jugend
zu Dir ins Land



Spendet Freiplätze!

Werbung
bringt
Arbeit

Markensammler
wib. inter. Nachr.
kostenlos

Markenmayer
München, Baderstr. 49

Strassenschuhe
Hauptpreislisten RM.
14,50, 16,50, 18,50 usw.

**Schuhhaus
Rid**
München 2 NO

1 Min. v. Ostroosplatz
und sonst allgünstig.
Gepründet 1873

Vertraglieferant der
A. B. C. — Lieferant
aller Kleiderkassen

Direkt vom Hersteller!

Stoppdecken ab M. 16.50
Daunendecken ab M. 38.50

Federn, Betten, Inletts gut und preiswert! Großes Lager modernster Bezugsstoffe, Umarbeitung aller Decken und Prämos. 1/ Unverbindliche Musterzusendung nach auswärts!

Centa Triendi, München F
Färbergraben 21! (Kein Laden) - Telefon 13877

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co K.DT.-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

KLISCHEE

Ein reicher, alter Knabe bildete sich ein, doch noch heiraten zu müssen. Und da er ein Kenner war, heiratete er ein ganz junges Ding, gleich vom Pensionat weg. Der jungen Frau war alles neu in der mondänen Welt. Und als sie auf der Hochzeitsreise nach Paris kamen, sah sie in den Nachtlokalen die gewissen schönen, galanten Damen. Und fragte nach diesen ihren Gatten. Der erklärte ihr diesen Beruf, nicht ohne auch die pekuniäre Frage zu berühren. Da fing das unerfahrene junge Kind bitterlich zu weinen an. „Was hast du denn, mein Liebling?“ fragte er bestürzt. „O“, heulte sie, „es ist ganz schrecklich! Tausend Francs und mehr, sagtest du, und unser Klavierlehrer im Pensionat hat uns immer nur ein paar Bonbons dafür gegeben!“ H. G.

Lola Montez mußte hauptsächlich infolge des Kesseltreibens, das die Ultramontanen gegen sie in München entfesselten, Bayern verlassen. König Ludwig I., der über eine solche Entwicklung der Dinge natürlich nicht erfreut war, sagte: „Würde sie Loyola Montez heißen, dann wäre alles anders gekommen!“ H. G.

Das später abgebrannte Ringtheater wurde unter dem Namen Komische Oper eröffnet. Direktor war Albin Swoboda, einst ein in Wien sehr bekannter Operntenor, der mit der Opernsängerin Fischer verheiratet war. Diese nahm in der Ehe ungemein an Leibfülle zu und wurde schließlich geradezu phänomenal dick. In einer Gesellschaft äußerte nun einmal Frau Fischer-Swoboda, sie hätte nur noch einen Wunsch im Leben. Einmal noch in ihrer Lieblingspartie, der Traviata, aufzutreten. Worauf ihr Gatte meinte: „Da mußt du dir aber eine andere Todesart aussuchen als Schwindsucht, am besten zerspringen!“ H. G.

Im Palais des Erzherzog Franz Karls, des Vaters des Kaisers Franz Josef, wurde einmal ein Konzert veranstaltet, das von den Künstlern der Wiener Hofoper bestritten wurde. Nach Beendigung der Darbietungen mußte der greise und als einfältig bekannte Erzherzog Cercle halten, was ihm überaus schwer fiel. Nachdem er mit Not jedem der Künstler etwas Liebenswürdiges gesagt hatte, kam er auch zu dem Klavierspieler, der die Sänger begleitet hatte.

„Alstern, Sö ham die Herrschaften am Klavier begleitet?“ fragte er. „Jawohl, Kaiserliche Hoheit!“ war die Antwort mit tiefer Verbeugung. Hierauf neuerlich der Erzherzog, dem nichts mehr einfiel: „Alstern, Sö hab'n die Herrschaften begleitet?“ Nochmals tiefe Verbeugung und die Antwort: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit!“ Hierauf der Erzherzog mit verzweifelter Stimme: „Na ja, muab a sein!“ H. G.



Fischer

Das Märchen vom Katzenmann

Es war einmal ein Mann, der war abergläubisch. Er glaubte, wenn ihm morgens von links nach rechts eine Katze über den Weg liefe, würde er an diesem Tag Unglück haben. So abergläubisch war der Mann.

Eines Tages nun lief dem Mann eine Katze über den Weg, von links nach rechts. Der Mann, infolge seines Aberglaubens, glaubte nun, daß er an diesem Tage Unglück haben würde.

Aber der Tag verging, und nichts Ungewöhnliches geschah. Abends legte der Mann sich in strahlender Laune ins Bett, und als er am nächsten Morgen aufwachte, bemerkte er rückschauend, daß er tatsächlich gar kein Unglück gehabt hatte.

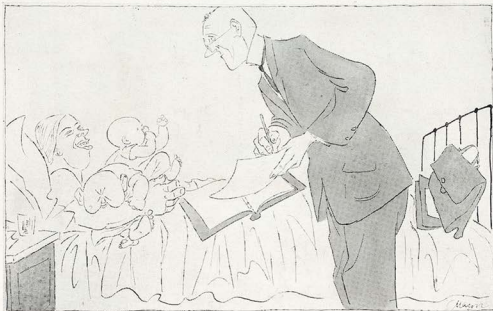
Moral:
Man soll nicht abergläubisch sein.

Sebastian Grill

Bei einer Gesellschaft wurde Nestoy von einem Bekannten erzählt, daß im Theater an der Wien ein sehr gutes Stück aufgeführt würde. Der Titel sei „Genoveva“ und

die Darstellerin derselben habe fast nichts an, nur die Hüften trage sie Laub. Worauf Nestoy meinte: „Dös Stuck schau i mir erst im Herbst an!“ H. G.

DIE LUSTIGE „JUGEND“



DIE ZWILLINGE

Maçon

Die Resi war ein fleißiges, wenn auch nicht durch übermäßige Intelligenz ausgezeichnetes Mädchen. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen. Aber sie war auch sehr liebbedürftig. Die Folgen zeigten sich bald.

So kam sie in die Frauenklinik, arbeitete ihre acht Wochen vor der Entbindung ab, und dann bekam sie Zwillinge. Zwei prächtige, kerngesunde Kinder. Kurze Zeit darauf erschien die Behörde, um die nötigen Feststellungen wegen der

Vaterschaft zu machen. Der Beamte fragte also Resi, wer der Vater der Zwillinge sei. „Ja“, sagte die Resi, „dös weiß i ganz genau. Dös eine, wo so schreit, dös isch vom Seppel, aber dös andre, dös liabi Hascherl, dös muß vom Toni sein!“

Liebe Jugend

Die Hainbacher Bauern kamen zu ihrem Pfarrer. Der lange trockene Sommer ging ihnen schon wider den Strich. Ihre Felder hatten schon Risse und ihre Wiesen dorren ab und noch immer schien die Sonne von einem heiteren Himmel. Gemächlich schob sich einer nach dem andern in die gemütliche Pfarrstube.

„Na, Leutin, was wollt's denn?“
„An Reg'n!“ meinte der Röhrenbichler.
„A Bittprozession!“ verbesserte der Halm-schlager.

Der alte Seelenhirte begab sich zu seinem Wetterglas, betrachtete es umständlich und entschied dann: „Geht nüt, Mannder! Bei dem Wetterstand war dös a Dummeheit!“ I. a.

Der Huf- und Wagenschmied Peter Raudacher war ein bösenstarker Kerl, aber er besaß ein weiches Herz. Als sein Weib zum siebenten Male in den Wehen lag, ging er ins Dorfwirtshaus, denn er vertrug das Stöhnen und Jammern der Wöchnerin nicht.

Nach der fünften Maß erschien sein Reserl in der Wirtsstube und berichtete ganz atemlos: „Vater, hoamehnl! Kinder kommen, zwo a san schon da!“ I. a.

Er weiß es

Sie: „Wenn mein Vater etwas gibt, so ist es immer etwas Kostspieliges!“
Er: „Das habe ich gemerkt, als er dich mir gab.“



Berta

„Einen passenden Hut in dieser Größe hätten wir leider nicht auf Lager — aber vielleicht könnten Sie zwei statt dem einen nehmen.“

Schrecklich

Schwiegermutter: „Denke dir nur, ich habe eine Doppelgängerin!“
Schwiegersohn: „Schrecklich! Auch das noch!“

Liebe

A: „Glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick?“
B: „Unbedingt. Man erspart eine Unmenge Zeit dabei!“

Fahrerunterricht

Elli lernt chauffieren. Sie stellt sich nicht besonders geschickt an. Nach zehn Fahrstunden fragt sie ihren Lehrer:

„Wieviel brauche ich noch, bis ich es kann?“
„Drei.“
„Drei Fahrstunden?“
„Nein. Drei Autos.“

Schlagfertig

Bei den Erntearbeiten werden Schnitter aufgenommen. Unter den Bewerbern ist ein sehr kleiner Mann, zu dem der Bauer sagt:

„Ihr seid mir zu klein.“
„Na, lassen Sie vielleicht das Getreide oben am Hals abmähen?“ fragt der Kleine, „unten treffe ich es aber besser als ein größerer.“